

Seite 9
Tennis
aufgetischt

Seite 4
Gespräch
verzweigt

Seite 16
Friedheim
erinnert

Beiträge zur
deutsch-jüdischen
Geschichte aus dem
Salomon Ludwig
Steinheim-Institut
an der Universität
Duisburg-Essen

15. Jahrgang 2012
Heft 2

KALONYMOS

Wer hat zu entscheiden, wohin ich gehöre?

Arthur Schnitzler und sein Wien

Beata Mache

Nicht nur die Jugend, sein ganzes Leben verbrachte Arthur Schnitzler in Wien. Mit seiner Stadt und mit seiner Zeit beschäftigt sich sein Werk. Es zeichnet das Wien des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, das jüdische und nicht-jüdische Kapital- und Bildungs-Bürgertum, die Intellektuellen, die Künstler, die Aufsteiger und die Verlierer, Alteingesessene und Neuangekommene, die Wiener und diejenigen, die es sein wollten. Dennoch meinten Kritiker, Schnitzler sei

nicht fähig, ein „richtiges“ Wiener Volksstück zu schreiben. Er selbst, einer der großen deutschsprachigen Autoren der Moderne, bezweifelte zuweilen selbst, seiner Herkunft wegen, ein bedeutendes Drama oder einen großen Roman schreiben zu können, obwohl er sich stets als deutscher Schriftsteller sah. Die Zuschreibung „jüdischer Autor“ lehnte er ab. Zu oft fühle er sich, schreibt er seiner Frau Olga, nicht als „deutscher Dichter“, sondern als „deutschschreibender jüdischer Literat“ behandelt.

Meine Großmutter Amalia Markbreiter kam noch aus einer anderen, stilleren und einfältigeren Zeit. [...] Diese Abende im großmütterlichen Heim fließen für mich alle gewissermaßen ineinander; nur einige heben sich heller und festlicher heraus. So vor allem der eine im Jahr, an dem der Versöhnungstag zur Neige ging und man sehnsüchtig nach dem Abendstern ausblickte, dessen Erschimmern am Horizont den Beschluß des Buß- und Fasttages verkündete. Da stand in der Mitte des Zimmers der gedeckte Tisch mit köstlichem, rituell zubereitetem Backwerk reich beladen, »Boles« und Pfefferbretzeln, Mohn- und Nußkindeln, – woran sich auch diejenigen erlaben durften, die nicht seit vierundzwanzig Stunden gefastet hatten, also die Kinder und die freigeistigeren männlichen Familienmitglieder; und – mußte man nicht schon bei dieser Gelegenheit an der göttlichen Gerechtigkeit irre werden – gerade die durften nach Herzenslust prassen, ohne die lästige Vorsicht, die den frommen Fastern dringend angeraten war. Übrigens glaube

ich, daß die Frömmste, ja vielleicht die einzig wirklich Fromme in der Gesellschaft, die gute Großmama war, die wohl auch den größten Teil des Tags im Tempel betend verbracht hatte; ihre Kinder und Kindeskinde, wenn und solange sie es überhaupt taten, feierten den Bußtag hauptsächlich ihr zuliebe und nach ihrem Tode nur aus Pietät weiter. Doch war auch für meine Großmutter das Fasten am Versöhnungstag neben dem österlichen Essen ungesäuertes Brode (die übrigens in den Kaffee gebrockt vorzüglich mundeten) die einzige rituelle Übung, an der sie mit Strenge, aber nur mit Strenge gegen sich selbst, festhielt. Schon die Feier des Laubbüttenfestes oder gar eine Heiligung des Sabbats fand im großelterlichen Hause nicht statt; und in den folgenden Generationen trat – bei allem, oft trotzigen Betonen der Stammeszugehörigkeit – gegenüber dem Geist jüdischer Religion eher Gleichgültigkeit, ihren äußeren Formen gegenüber Widerstand, wenn nicht gar spöttisches Verhalten zutage.

Jugend in Wien (1968), S. 16f.



Arthur Schnitzler

Radierung
von Emma Löwenstamm

Am 15. Mai 1862 geboren, entstammte Schnitzler einer assimilierten, erfolgreichen Ärztesfamilie, die die jüdischen Traditionen nur noch begrenzt pflegte. Er besuchte ein angesehenes Gymnasium, studierte Medizin, absolvierte den freiwilligen Militärdienst. Kaffeehaus, Theater, Salons – alles, was den Wiener ausmacht – genoss er bewusst und ausgiebig. Heimat in der Stadt und vor allem in der Sprache war ihm selbstverständlich. Für ein „Vaterland“ dagegen konnte er sich niemals begeistern – nicht für das österreichische, nicht für das jüdische. Dann kam der den Juden angelastete Börsen-

Es war vom Duell die Rede, und wir alle, ohne uns gerade als prinzipielle Anhänger dieser Sitte zu fühlen, betonten aus unserem Studententum heraus und mehr noch als Einjährig-Freiwillige und künftige Reserveoffiziere unsere Bereitschaft, erforderlichenfalls ritterliche Satisfaktion zu geben. Nur Theodor erklärte, daß er sich unter keiner Bedingung schlagen würde, und zwar einfach darum, wie er auf unsere Frage lächelnd erwiderte, weil er feige sei. Nicht so sehr die keineswegs feststehende Tatsache seiner Feigheit, als der Mut seines Bekenntnisses war es, der uns verblüffte; was wir damals freilich weder ihm noch uns selber zugestanden hätten. Wir waren zwar alle weder Raufbolde noch besonders tüchtige Fechter, und keiner von uns lechzte daher nach einem Waffenhandel, aber ebensowenig hätte es einer versucht, sich einer studentischen Mensur oder selbst einem Duell zu entziehen, wenn es den geltenden Regeln nach als unausweichlich gegolten hätte. Die Frage war damals für uns junge Leute, namentlich für uns Juden, sehr aktuell, da der Antisemitismus in den studentischen Kreisen immer mächtiger emporblühte. Die deutschnationalen Verbindungen hatten damit begonnen, Juden und Judenstämme aus ihrer Mitte zu entfernen; gruppenweise Zusammenstöße während des sogenannten »Bummels« an den Samstagvormittagen, auch an den Kneipabenden, auf offener Straße zwischen den antisemitischen Burschenschaften und den freisinnigen Landsmannschaften und Corps, deren einige zum großen Teil aus Juden bestanden (rein jüdische schlagende



de Verbindungen gab es damals noch nicht), waren keine Seltenheit; Herausforderungen zwischen Einzelpersonen in Hörsälen, Gängen, Laboratorien an der Tagesordnung. Nicht allein unter dem Zwang dieser Umstände hatten sich viele unter den jüdischen Studenten zu besonders tüchtigen und gefährlichen Fechtern entwickelt; müde, die Unverschämtheit und die Beleidigungen der Gegenseite erst abzuwarten, traten sie ihrerseits nicht selten provozierend auf, und ihre immer peinlicher zutage tretende Überlegenheit auf der Mensur war gewiß die Hauptursache des famosen Waidhofener Beschlusses, mittels dessen die deutsch-österreichische Studentenschaft die Juden ein für allemal als satisfaktionsunfähig erklärte.

Jugend in Wien, S. 137f.

krach von 1873, die Dreyfus-Affäre, die Deutschnationalen und Christlichsozialen, der von ihnen gewählte, sich selbst als Antisemit rühmende Bürgermeister Lueger, „Neid und Gemeinheit“ der Sozialisten, der Weltkrieg, den Schnitzler von Anfang an ablehnte, das ‚Rote Wien‘, schließlich die Nationalsozialisten. Als er am 21. Oktober 1931 starb, war ihm die Heimat abhanden gekommen.

So manchen Leser beunruhigen auch heute noch die Frivolität einiger Texte Schnitzlers und er wird

die eine oder andere Darstellung der Wiener als überzeichnet kritisieren; Wiener Stadträte und die Presse machten zuweilen kurzen Prozess mit *Leutnant Gustl*, *Reigen* oder *Professor Bernhardt* und taten diese Werke als „jüdische Schweinereien“ ab.

Auch solche Reaktionen brachten Schnitzler dazu, einen Roman über das (Un)Verhältnis von Juden und Nichtjuden seiner Stadt zu schreiben. Antisemitismus war für ihn vor allem ein psychologisches Problem: So lässt er in seinem sehr erfolgreichen und oft übersetzten, weniger als literarisches Werk, sondern eher als gesellschaftliche Bestandsaufnahme gelesenen Roman *Der Weg ins Freie* (1908) eine Vielzahl von Individuen zusammen treffen: im Salon, beim Flanieren, beim Liebeswerben. Wir lernen Industrielle, Intellektuelle, Künstler, Parteigenossen und Individualisten kennen, die ganz unterschiedliche Verhaltensmuster an den Tag legen: den von Schnitzler verabscheuten Renegaten, den Indifferenten, den Getauften, den Zionisten, den Sozialisten, den Konformisten, den sich anbietenden und den sich selbst hassenden Juden. Sie alle haben eins gemeinsam: ihre besondere Sensibilität dem Antisemitismus gegenüber. Der trifft sie von allen Seiten, auch die ‚Wohlwollenden‘ sind von Vorurteilen keineswegs frei. Georg von Wergenthin, die nicht-jüdische Hauptfigur, verkehrt in jüdischen Salons und reflektiert über die Juden aus ‚arischer‘ Perspektive. Er merkt wie seine Bekannten – unabhängig von ihren politischen Überzeugungen – verunsichert und zerrissen sind, zwischen dem Heimatgefühl Wien gegenüber und dem Bewusstsein, die Gesellschaft und Kultur nicht wirklich mitgestalten zu können. Zentrale Stelle des Romans ist das Gespräch zwischen dem Schriftsteller Heinrich Berman und dem Zionisten Leo Golowski. In idyllischer Landschaft bekennt sich jener zu Österreich als seiner individuellen Heimat, obwohl er sich „trotz [s]einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen jegliche Religionsform nie und nimmer [wird] taufen lassen“, während dieser auf einer gemeinsamen Heimat für alle Juden beharrt. Leos Argument – das Leiden der Ostjuden – kann auch Heinrich nicht ignorieren: Als moralisches Prinzip und als Wohlfahrtsaktion wollte er den Zionismus gelten lassen, wenn er sich aufrichtig zu erkennen gäbe. So auch Schnitzler selbst: Die Zionisten fragte er verständnislos, wohin er denn eigentlich „zurückkehren“ solle; zusammen mit Richard Beer-Hoff-

mann und Jakob Wassermann unterstützte er aber eine Veranstaltung des Zionistischen Frauenvereins zugunsten eines Kinderheims für russische Waisen in Palästina, indem er aus seinen Werken las.

Schnitzler als nicht-religiöser, liberaler Intellektueller, der dem Zionismus und der jüdischen Renaissance skeptisch gegenüber stand, stellte sein Jüdischsein, das er über die Abstammung definierte, nie in Frage. Gleichwertigkeit aller Bürger war das Ziel, nicht die sich anbietende Aufgabe der eigenen Identität. Er diagnostiziert zwar eine Fremdheit zwischen Juden und Nichtjuden, aber sie ist für ihn nicht ‚rassisch‘ begründet: „Ich glaube nicht, dass der Jude in geistiger Hinsicht prinzipiell anders ist“, sagte er 1924 in einem Interview. Bis zum Beginn seiner Studienzeit schien ihm eine deutsch-jüdische Symbiose tatsächlich möglich. In seiner Autobiographie *Jugend in Wien* (1920) beschreibt er nur wenige, ihn wohl offensichtlich nicht prägende Vorkommnisse. An der Universität und während des Militärdienstes allerdings treten antisemitische Tendenzen offen zu Tage: schlagende Burschenschaften, christnationale Offiziere und Oberärzte.

Diese Erfahrungen flossen auch in das Drama *Professor Bernhardt* (1912) ein, das Schnitzler als Komödie bezeichnete. Komisch ist die dort ge-



Lesesaal
im Café Griensteidl

schilderte, deutsch-nationale und klerikale Kräfte vereinende antisemitische Kampagne ganz und gar nicht. Schnitzlers schonungslose Diagnose des Antisemitismus wurde in Österreich verboten. Und Ludwig Geiger, Sohn von Abraham G., der 1912 eine Aufführung des Stückes in Berlin gesehen hatte, weigerte sich, zu akzeptieren, dass Schnitzler kein nur lokales Phänomen beschrieb.

Die Möglichkeiten, dem Antisemitismus zu be-

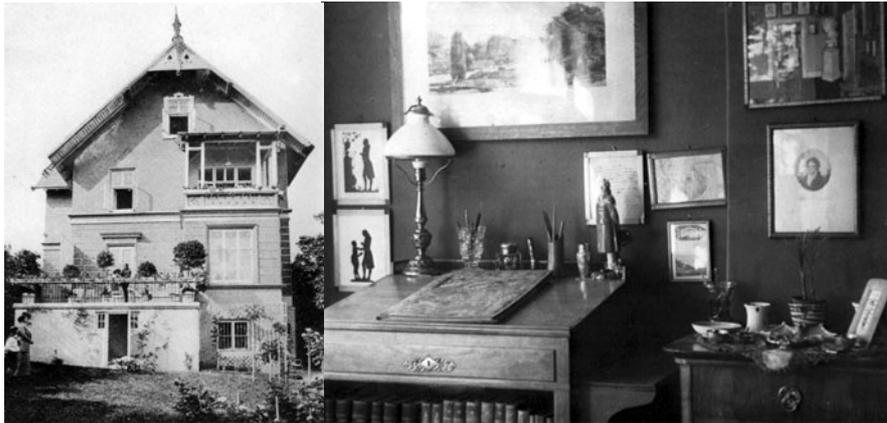
»Mein Instinkt ist mir mindestens ebenso maßgebend wie der der Herren Jalaudek junior und senior, und dieser Instinkt sagt mir untrüglich, daß hier, gerade hier meine Heimat ist und nicht in irgend einem Land, das ich nicht kenne, das mir nach den Schilderungen nicht im geringsten zusagt und das mir gewisse Leute jetzt als Vaterland einreden wollen, mit der Begründung, daß meine Urahnen vor einigen tausend Jahren gerade von dort aus in die Welt verstreut worden sind. Wozu noch zu bemerken wäre, daß die Urahnen des Herrn Jalaudek, und selbst die unseres Freundes, des Freiherrn von Wergenthin, gerade so wenig hier zu Hause gewesen sind, als die meinen und die Ihrigen.«

»Sie dürfen mir nicht böse sein«, erwiderte Leo, »aber Ihr Blick in diesen Dingen ist doch ein wenig be-

schränkt. Sie denken immer an sich und an den nebensächlichen Umstand ... pardon für diese Frage nebensächlichen Umstand, daß Sie ein Dichter sind, der zufällig, weil er in einem deutschen Land geboren, in deutscher Sprache und, weil er in Österreich lebt, über österreichische Menschen und Verhältnisse schreibt. Es handelt sich aber in erster Linie gar nicht um Sie und auch nicht um mich, auch nicht um die paar jüdischen Beamten, die nicht avancieren, die paar jüdischen Freiwilligen, die nicht Offiziere werden, die jüdischen Dozenten, die man nicht oder verspätet zu Professoren macht, das sind lauter Unannehmlichkeiten zweiten Ranges sozusagen; es handelt sich hier um ganz andre Menschen, die Sie nicht genau oder gar nicht kennen, und um Schicksale, über die Sie, ich versichere Sie, lieber Heinrich, über

die Sie gewiß, trotz der Verpflichtung, die Sie eigentlich dazu hätten, noch nicht gründlich genug nachgedacht haben. Gewiß nicht ... sonst könnten Sie über all diese Dinge nicht in so oberflächlicher und in so ... egoistischer Weise reden, wie Sie es tun.« Er erzählte dann von seinen Erlebnissen auf dem Basler Zionistenkongreß, an dem er im vorigen Jahre teilgenommen hatte und wo ihm ein tieferer Einblick in das Wesen und den Gemütszustand des jüdischen Volkes gewährt worden wäre als je zuvor. In diese Menschen, die er zum erstenmal in der Nähe gesehen, war die Sehnsucht nach Palästina, das wußte er nun, nicht künstlich hineingetragen; in ihnen wirkte sie als ein echtes, nie erloschenes und nun mit Notwendigkeit neu aufflammendes Gefühl.

Der Weg ins Freie, S. 105f.



Schnitzlers Haus (er selbst auf dem Balkon) und Blick in sein Arbeitszimmer

gegenen, schätzte Schnitzler skeptisch ein: „Dem Bedürfnis der Menschen, andere Leute herabzusetzen, sich größer zu fühlen als andere, sie zu schädigen, Konkurrenzen aus dem Wege zu räumen, kommt ein Prinzip natürlich sehr entgegen, das jede Mühe,

jede geistige Unterscheidungsarbeit von vornherein überflüssig macht.“

Im Tagebuch notiert er 1915: „Was gehen uns am Ende die Mitbürger, die Diplomaten, die Monarchen an? Das Land! Die Heimat!“ Doch auf Leos Frage „... aber wenn die Scheiterhaufen wieder angezündet werden ...? kann Heinrich nur zugestehen, dass Zionismus der einzige Ausweg wäre. So blieb auch Schnitzler zerrissen, zwischen seiner Liebe zu Wien und seiner Abscheu vor den Antisemiten, die ihm diktieren wollten, wohin er gehöre, und wohin nicht.

Literatur: Arthur Schnitzler: Tagebücher. Frankfurt/M. 1981 ff. · Arthur Schnitzler: Briefe. Frankfurt/M. 1981 ff. · H.-P. Bayerdörfer: Arthur Schnitzler, Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur, Weimar 2000 · N. Beier: »Vor allem bin ich ...« Judentum, Akkulturation und Antisemitismus in Arthur Schnitzlers Leben und Werk. Göttingen 2008 · B. Riedmann: »Ich bin Jude, Österreicher, Deutscher«. Judentum in Arthur Schnitzlers Tagebüchern und Briefen. Tübingen 2002 · Abbildungen: Arthur Schnitzler. Sein Leben, sein Werk, seine Zeit. Hg. H. Schnitzler. Stuttgart 1982.

Carl Schmitt und seine Schuld: Die Reaktion Jacob Taubes'

Klaus-Michael Kodalle

Carl Schmitt (1888–1985) hat es vermieden, sich über früheres moralisches Versagen literarisch zu äußern. *Ob es Verstocktheit, Uneinsichtigkeit oder die bei ihm besonders ausgeprägte Neigung des Juristen zur Objektivierung war, die ihn nach 1945 hinderte, seinen persönlichen Anteil an der juristischen Fundierung des nationalsozialistischen Regimes zu bekennen, lässt sich kaum entscheiden. Wir haben es mit einem Bündel von Gründen, Motiven und psychologischen Mechanismen zu tun.*¹

Bundesrepublikanischer Sündenbock

Mit den starken politiktheoretischen Herausforderungen, vor die das Gesamtwerk Carl Schmitts stellt, habe ich mich bereits in den 70er Jahren beschäftigt, als es auch in der Wissenschaft noch Usus war, jeder Befassung mit dem Werk Schmitts die Warnung vor diesem sogen. „Kronjuristen des Dritten Reiches“ voranzustellen und sein Denken als im Grundsätzlichen kontaminiert und damit abschreckend zu präsentieren.² 1973 allerdings war die Sündenbock-Funktion noch voll intakt; wer sich da-

für aussprach, den Fokus primär auf die Stärken dieser Theorie zu richten bzw. sie als eine starke Herausforderung des eigenen Denkens anzuerkennen, landete häufig umstandslos in der „rechten Ecke“.

Schmitt – ein Sündenbock. Durch die Auswahl von Sündenböcken Schuld zuzuweisen und von eigener Verantwortung abzulenken, ist eine unbewusste Strategie. Gerade Menschen, die das Gefühl haben, sie bedürften der Verzeihung, ohne noch einen Weg zu sehen, sie auch zu erlangen, tendieren, so scheint es, am ehesten zu jener regressiven Extroversion, die sich in einer Primitivisierung des öffentlichen Diskurses abzeichnet. So ist es eine Sache, die ‚Anpassung‘ dieses herausragenden Denkers an das NS-Regime zu untersuchen und zu beurteilen; eine ganz andere ist die Rolle, die ihm in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit zugewiesen wurde. Während durch ihre Tätigkeit in der NS-Zeit stark belastete Persönlichkeiten an Schaltebel der ökonomischen und politischen Macht – bis in hohe Regierungsämt³ – gelangten, zog der alte Carl Schmitt in Plettenberg die Abgrenzungs-

rhetorik der herrschenden political correctness monopolartig auf sich. Dem kritischen Betrachter konnte sich der Eindruck aufdrängen: Indem die bundesrepublikanische Gesellschaft sich diesen „Kronjuristen des Dritten Reiches“ als Sündenbock hielt, der die (ja wahrlich berechtigten) moralische Disqualifizierung jener finsternen Epoche auf sich zog, gelang es den anderen (durch ihr Handeln oftmals viel stärker Belasteten), sich als reingewaschen zu etablieren. Umgekehrt konnte diese lautstarke Schuldzuweisung natürlich auch den Effekt haben, dass moralisch sensible Menschen, denen schon allein wegen ihres Alters von Außenstehenden kaum Vorwürfe zu machen wären, ihre geringfügigeren Irrtümer in einer lebenslangen Anstrengung vor der Öffentlichkeit verbargen und sich dadurch – sofern sie Personen des öffentlichen Lebens waren – in ihrer moralischen Integrität selbst beschädigten. Als Beispiele für diese Facette des Problems seien Walter Jens und Günter Grass genannt.

Inzwischen sind so viele Prominente, die sich als Wahrer und Hüter aufgeklärt-demokratischen Bewusstseins geriert hatten, als ehemalige Nazis aufgefliegen, dass die Strategie, Schmitt zum ‚eigentlichen‘ Sündenbock zu machen, hinfällig geworden ist. Ein Beispiel für solche Ambivalenz bietet der Lebensweg Alexander Mitscherlichs, der einst als Zögling Schmitts und Ernst Jüngers verachtungsvoll die Weimarer Republik zum Teufel wünschte und später dann so wirkungsvoll wie kaum ein anderer den Deutschen vorhielt, sie seien angesichts der ungeheuerlichen Naziverbrechen unfähig zu trauern.

Dass sich in dieser Gemengelage unabhängige ‚Geister‘ insbesondere des konservativen Lagers mit Schmitt solidarisierten und ihm einen fortwährenden indirekten Einfluss in der Bundesrepublik verschafften, ist inzwischen gründlich untersucht und dokumentiert.⁴ In diesem Zusammenhang seien zwei Persönlichkeiten als Beispiel genannt, die mit ihren Arbeiten und Thesen den wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs in der Vorwende-Bundesrepublik stark bestimmt haben: Ernst-Wolfgang Böckenförde und Reinhard Koselleck. Dass auch ein jüdischer Intellektueller wie Jacob Taubes von Schmitt fasziniert war, sich von dessen ungebrochenem Antisemitismus nicht abschrecken ließ und schließlich ebenfalls zu Schmitt nach Plettenberg pilgerte, sehen wir später.

Zur Praxis der Stilisierung Schmitts zum Sündenbock gehörte es auch, dass Theodor W. Adorno

und seine Schüler in ihren Editionen der Schriften Walter Benjamins alle (in nicht geringer Zahl vorhandenen) Fußnoten aus seinem *Ursprung des deutschen Trauerspiels* (1928) tilgten, die sich auf Schriften Schmitts bezogen. Auch in der ersten Ausgabe der Briefe Benjamins von 1966 findet man seinen Brief an Schmitt, auf den Schmitt selbst längst hingewiesen hatte, nicht. Benjamin hatte sein Buch 1930 mit einem sehr respektvollen Brief an Carl Schmitt übersandt, und der hatte es mit außerordentlicher Gründlichkeit – und voll des Lobes – dreimal durchgearbeitet.⁵ Gewiss war Schmitt sehr daran gelegen, diesen Bezug zu Benjamin in den geistigen Auseinandersetzungen der 50er und 60er Jahre auch dazu zu nutzen, die eigene Isolation zu durchbrechen. Seine Hinweise auf Benjamins Brief zeitigten jedoch zunächst kaum Wirkung. Später markierten Stichworte wie „Gefährliche Beziehung“ und „Unheimliche Nähe“ das Unbehagen, das die inzwischen nicht mehr zu ignorierende Wahrnehmung der Beziehung Benjamin-Schmitt bei Intellektuellen der Bundesrepublik auslöste.

Apologeten Carl Schmitts haben inzwischen das Ihrige getan, die Rolle dieses Staatsrechtslehrers in den Jahren des Nazi-Regimes zu beleuchten und zu relativieren. Doch es bleibt unstrittig, dass Schmitt, nach Hitlers demokratischer Ermächtigung, von 1933 bis 1936 (als die Gestapo sein Wirken zu blockieren begann) der ‚Bewegung‘ mit bedenklichen Artikeln und für heutige Leser abstoßenden Reden gedient hat. Wer sich – und sei es zeitweilig – so engagiert, von dem ist zu erwarten, dass er sich irgendwann, wenn der verbrecherische Charakter des Regimes offen zutage liegt, Rechenschaft über die eigene Verantwortung ablegt – vor dem eigenen Gewissen zuerst und vor allem, aber auch vor der Öffentlichkeit, wenn man denn jemand war, der im öffentlichen Raum gewirkt hat. Schmitt, so scheint es, hat es strikt abgelehnt, über seine Entscheidungen und Verhaltensweisen öffentlich Rede und Antwort zu stehen. Man mag ja fragen, ob es indirekte Anzeichen für eine ernsthafte Gewissensprüfung und ein Bewusstsein von Schuld gibt jenseits der Reihe seiner öffentlichen oder wissenschaftlichen Verlautbarungen. Leicht wird man nichts finden: schließlich hat Schmitt, dessen beste Freunde Juden waren (Fritz und Bernhard Georg Eisler, Ludwig Feuchtwanger), aus Gründen der politischen Opportunität schlagartig alle Kontakte zu ihnen abgebrochen und sich zu ihrem weiteren

Carl Schmitt (1888–1985). Kindheit in einem katholischen Konvikt in Atten-
dorn. Studium der Rechtswissenschaften in Berlin, München und Straßburg.
1910 promoviert er zu "Schuld und Schuldarten", 1916 folgt die Habilitation mit
"Der Wert des Staates und die Bedeutung des Einzelnen". In den 1920er Jahren
lehrte er an der Handelshochschule in München, in Greifswald, Bonn und der
Handelshochschule Berlin. 1933 tritt Schmitt in die NSDAP ein, von der er zum
Preußischen Staatsrat ernannt wird, verfasst antisemitische Schriften und de-
nunziert seine jüdische Kollegen. Zwischen 1933 und 1945 lehrt er in Köln und
Berlin. Nach dem zweiten Weltkrieg wird Schmitt inhaftiert, jedoch nicht ange-
klagt. An seine akademische Laufbahn kann er nicht mehr anschließen, die Mit-
gliedschaft in der Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer wird ihm ver-
wehrt. Von seiner NS-Vergangenheit hat er sich nie distanziert.

Schicksal während der Nazi-Herrschaft gleichgültig
verhalten.

Man hat versucht, sich Schmitts Antisemitismus
auch damit zu erklären, dass er sich im Universi-
tätsbetrieb durch jüdische Gelehrte „irgendwie“
blockiert sah; sein Hass auf den Staatsrechtler
Erich Kaufmann (1880–1972), dessen Entlassung
aus der Universität er betrieb, spricht für diese Ver-
mutung. Zwar lässt sich der durchgängige Antise-
mitismus Schmitts gewiss mit dem in der Kollektiv-
mentalität tief verankerten traditionellen christli-
chen Antijudaismus seiner katholischen Herkunftswelt erklären. Aber auch Sozialneid dürfte
angesichts des erfolgreichen Aufstiegs der deut-
schen Juden in das Bildungs- und Wirtschaftsbür-
gertum eine Rolle gespielt haben (1914 waren ein
Fünftel der deutschen Hochschullehrer jüdischer
Herkunft). Jüdische Rechtsanwälte, Ärzte, Hoch-
schullehrer stellten zu Beginn des 20. Jahrhunderts
jedenfalls einen erstaunlich hohen Anteil unter den
Akademikern.⁶ Welche Euphorie die für gelungen
gehaltene soziokulturelle Symbiose auf jüdischer
Seite ausgelöst hatte, belegt spektakulär die Schrift
Deutschtum und Judentum (1915) des Neukantia-
ners Hermann Cohen.

Feindschaft und Verzeihung?

Außerordentlich irritierend und bewegend ist das
Verhältnis von Jacob Taubes (1923–1987) zu Carl
Schmitt. Der „Erzjude“ Taubes lehrte Judaistik und
philosophische Hermeneutik an der Freien Univer-
sität Berlin. Er hatte nach Kräften die linke Studen-
tenrevolte an der Universität befördert, weil es of-
fenbar seinem apokalyptisch-eschatologischen Ge-
schichtsverständnis entsprach, keine revolutionäre
Chance auszulassen, die – mit Walter Benjamin zu
sprechen – die kleine Pforte sein könnte, durch die
der Messias in Erscheinung tritt. Über seinen Dezi-
sionismus im Moment des kulturellen Bürger-
krieges (er sprach von seiner „Wahl“) gab er zu Pro-
tokoll: *Damals war es die Studentenbewegung, kei-
ne große Sache, aber es war etwas. Und da hab' ich
eindeutig das bißchen Gewicht, das ich hatte, in die
Waagschale der Linken eingeworfen, obwohl ich mit
vielen nicht einverstanden war. Da kommt es dann
aber nicht darauf an, seine persönlichen Meinungen
zu pflegen, sondern sie zurückzustellen, um in einer
bestimmten Situation handlungsfähig zu werden,
und dafür muss man auf einer Seite sein...*⁷ – Als
Taubes dann sah, was er mit angerichtet hatte:

einem verbohrt marxistischen Dogmatismus am
Institut für Philosophie zur Monopolherrschaft
verholfen zu haben, wurde er zum scharfen Kriti-
ker dieser Zustände und sann mit allen ihm zu Ge-
bote stehenden Mitteln der Intrige auf Änderung
der Verhältnisse von Außen.

Taubes war während seines Studiums in der
Schweiz, unmittelbar nach Ende des Krieges, als
Neunzehnjähriger auf Schmitts Schrift *Politische
Theologie* gestoßen. Er bezeichnete dieses Denk-
erlebnis als „Wendepunkt meiner Zürcher Studien-
jahre“.⁸ Von Schmitts fürchterlichen Reden aus der
Nazizeit, mit denen er die Juristen auf den „Füh-
rer“ einschwor, war ihm damals nichts bekannt.
Der Impuls jener Lese-Erfahrung prägte Taubes für
sein ganzes weiteres Leben. Als Philosoph und Ju-
daist mochte er sich selbst in der Ergründung des
Sinnes der Geschichte nicht anders begreifen denn
als Politischer Theologe. Es begann ein lebens-
langes verehrungsvolles Ringen mit Carl Schmitt,
mit dem sich Taubes, je länger je mehr, nach eigenem
Verständnis offenbar in einer tiefen ‚Wahlver-
wandtschaft‘ fand. Die vorsichtigen Kontaktauf-
nahmen liefen über den Freund Armin Mohler.

*Ich möchte Carl Schmitt, einem alten, aber auch
im höchsten Alter noch unruhigen Geist meine Ehr-
furcht bezeugen, obwohl ich als bewußter Jude zu
denen gehöre, die von ihm als ‚Feind‘ markiert wur-
den. Zuweilen klingt diese Hochachtung arg ver-
stiegen; „Hier wird Geschichte zum hohen Ge-
richt“. Auch dem anderen Nazi und Antisemiten,
Martin Heidegger, versagte Taubes nicht seine Ach-
tung: Neben Carl Schmitt war Heidegger für ihn
eine „geistige Potenz, die alles Intellektuellenge-
schreibsel um Haupteslänge überragt“.*

*Ich las Carl Schmitt immer mit Interesse, oft
hingerissen von seiner geistigen Brillanz und seiner
stilistischen Prägnanz. Und doch spürte ich in jedem
Wort von Carl Schmitt ein mir Fremdes, jene Furcht
und Angst vor dem Sturm, der im säkularisierten
messianischen Wind des Marxismus lauerte. Carl
Schmitt erschien mir als Großinquisitor gegen die
Häretiker ... Mich sprach Carl Schmitt als ein Apo-
kalyptiker der Gegenrevolution an. Als Apokalypti-
ker wußte ich und weiß ich mich ihm verwandt. Uns
sind die Themen gemeinsam, wenn wir auch gegen-
strebige Folgerungen ziehen. Und weiter: Carl
Schmitt denkt apokalyptisch, aber von oben her,
von den Gewalten; ich denke von unten her. Uns
beiden gemeinsam aber ist jene Erfahrung von Zeit*

Jacob Taubes (1923–1987), geboren in Wien. Sohn des Züricher Großrabbiners Hirsch Taubes. Rabbinerausbildung, Studium der Philosophie und Geschichte in Basel und Zürich. 1947 promovierte er über die abendländische Eschatologie. 1949 lehrte er Religionsphilosophie am Jewish Theological Seminary in New York und von 1951 bis 1953, eingeladen von Gershom Scholem, Religionssoziologie an der Hebräischen Universität Jerusalem. Gastprofessor u. a. in Princeton, seit 1956 Professur für Religionsgeschichte und Religionsphilosophie an der Columbia University in New York. Ab 1963 Lehrstuhl für Judaistik, ab 1967 Direktor der Abteilung Hermeneutik des Philosophischen Seminars der Freien Universität Berlin.

*und Geschichte als Frist, als Galgenfrist. Das ist ursprünglich auch eine christliche Erfahrung von Geschichte ... erst durch die Erfahrung vom Ende der Geschichte ist Geschichte zu jener ‚Einbahnstraße‘ geworden als die sich abendländische Geschichte, jedenfalls für uns, darstellt.*⁹

Taubes zitiert „die großartigen Kapitelüberschriften des Polycraticus: *tyrannum licet adulari, tyrannum licet decipere, tyrannum licet occidere*“ (es ist erlaubt, dem Tyrannen zu schmeicheln, ihn zu täuschen, ihn zu töten) und sieht darin *wie in einer Allegorie die Geschichte Carl Schmitts unter der Signatur der nationalsozialistischen Tyrannis. Am Anfang adulari, dann betrügen durch Distanzierungen, die undeutlich bleiben und zuletzt das sich An-schließen an Gruppen, die an die Verwerfung des Regimes denken.*¹⁰

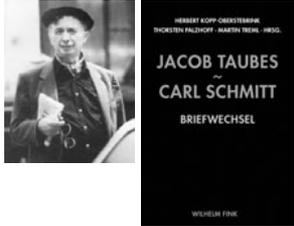
Die existentielle Voraussetzung dieses fragilen Verhältnisses findet man in diesem Bekenntnis: Es gebe „zwischen Mensch und Mensch Verhältnisse ..., die das Gesetz ‚überschreiten‘ ... – Liebe, Erbarmen, Verzeihen“. Und dann fügt Taubes noch selbstkritisch in radikaler Offenheit hinzu: „Ich wüsste mit meinem elenden und oft krummen Leben keinen Schritt weiter ..., ohne an ‚diese drei‘ mich zu klammern“ – und das führe ihn immer wieder – gegen seinen ‚Willen‘ – zu Paulus. Der Gestus des selbstsicheren Verurteilens wird damit untergraben. *Just als Erzjude* zögere er, den Stab über einen wie Schmitt zu brechen. *Weil in all dem unaussprechlichen Grauen wir vor einem bewahrt blieben. Wir hatten keine Wahl: Hitler hat uns zum absoluten Feind erkoren. Wo aber keine Wahl besteht, auch kein Urteil, schon gar nicht über andere.* Die Frage, wie zu verstehen sei, was geschehen ist – „wo die Weichen in die Katastrophe (unsere und die Ihrige) gestellt wurden“ – ist damit für Taubes noch lange nicht erledigt. Worin bestand die ‚Verführung‘ des Nationalsozialismus? „Dass die liberal-humanistische Welt in ihren Fugen krachte“, mache doch nicht nachvollziehbar, warum Männer wie Heidegger und Schmitt bereit waren, sich „in die Arme der Lemuren zu stürzen“.

Schon der junge Taubes hatte es sehr wohl als „Aufgabe derer, denen es um Deutschland von innen her geht“, angesehen, „Aug in Aug zu stehen mit dem was im Namen des deutschen Volkes geschehen ... ist“. Hier kommt Schmitts kleine Nachkriegsschrift *ex captivitate salus* ins Spiel. Bei vielen Lesern hat sie den Eindruck von Larmoyanz ihres

Autors hervorgerufen; man vermisste das klare Schuldbekenntnis. Taubes – in der Grundstimmung seiner Verzeigungsbereitschaft – formuliert einen gegenteiligen Eindruck: *Mir schien es ein erschütternder Bericht, wenn nicht alles klärend, so doch tief in die Seele blicken lassend; noch nie habe ich von einem unserer Generation einen so intimen und doch so noblen (und auch wahrhaftigen) Bericht, in Selbstabrechnung gelesen. Hätte doch M[artin] H[eidegger] den Mut gehabt, mit sich so ins Gericht zu gehen.* – Einen weiteren, für einen Juden vielleicht erstaunlichen Grund, warum er sich hüte, Schmitt moralisch zu verurteilen, zitiert Taubes mit dem Hinweis auf das Bußsakrament: Er traue sich nicht zu, *jemanden zu richten, der den Frieden mit der Kirche gemacht hat und in ihr gestorben ist und vom Bischof von Limburg begraben wurde – also wer bin ich, da zu richten.*¹¹

Aller Wille zur Nachsicht änderte aber nichts daran, daß Taubes sich über Jahrzehnte gehemmt fühlte, Schmitt persönlich aufzusuchen. Schmitt wusste über Dritte von jenem jüdischen Gelehrten, der jede Zeile der Texte las, die er ihm „mit besonderen Inskriptionen, die ... zum Denken herausforderten“, übermittelte. Aber Taubes seinerseits antwortete nicht: *Schließlich stand nicht wenig zwischen uns, unausgetragen, über das man nicht mir nichts dir nichts hinwegblicken konnte: der Schatten seines aktiven Antisemitismus legte sich auf unser wie immer fragiles Verhältnis (‚Verhältnis‘ dennoch, denn ich hatte die Post von Carl Schmitt ja nicht refüsiert, sondern nur nicht beantwortet).*¹²

Es war dann der Vorwurf Hans Blumenbergs, er fröne wider bessere Vernunft immer noch einer „tribunalistischen Einstellung“, der schließlich das Eis brach und Taubes zum Umdenken bewog – ebenso wie die Wahrnehmung, mit welcher Unbefangenheit der berühmte Philosoph Alexandre Kojève das Gespräch mit Schmitt suchte. Jacob Taubes gab sich nun einen Ruck und ließ sich auf die schon so lange ersehnte und doch immer vermiedene Begegnung von Angesicht zu Angesicht ein. *Und da hab’ ich mir gesagt: Hör mal, Jacob, du bist nicht der Richter, gerade als Jude bist du nicht der Richter, denn du mußt doch zugeben, wenn du was gelernt hast, dann hast du was von Schmitt gelernt.*¹³ Und weiter: *Du bist nicht der Richter, denn als Jude warst du nicht in der Versuchung. Wir waren in dem Sinne begnadet, daß wir gar nicht dabei sein konnten. Nicht, weil wir nicht wollten, sondern weil*



Jacob Taubes – Carl Schmitt.
Briefwechsel mit Materialien.
Hg. von Herbert Kopp-
Oberstebrink, Thorsten Palz-
hoff, Martin Tremel. Paderborn:
Fink 2012. 327 Seiten.
ISBN: 978-3-7705-4706-7
EUR 39.90

man uns nicht ließ ... ich kann nicht sicher über mich selbst sein, ich kann nicht sicher über irgendeinen sein, daß er vom Infekt der nationalen Erhebung nicht angesteckt wird und ein oder zwei Jahre verrückt spielt, hemmungslos ...

Von den ersehnten Gesprächen mit Schmitt erhoffte sich Taubes, „dass es uns ... Aug in Aug [gelingt], auch im Ungesagten, ein Stück Wahrheit, einen Zipfel nur vielleicht festzuhalten zu können.“ Was dann in Plettenberg sich in der Begegnung ereignete, bezeichnet Taubes einmal als „stürmisch“. Es scheint, er erlebte einen Schmitt, der ihn doch mit seiner Verstocktheit an die Grenzen der Bereitschaft zur Verzeihung trieb. Denn Taubes redet nicht nur ganz im Allgemeinen über die „Hemmungslosigkeit von Carl Schmitt“, sondern fügt noch hinzu, Schmitt habe ihm Dokumente gezeigt, „die mir die Haare zu Berge stehen ließen, die er auch noch verteidigte. Ich kann das gar nicht nach-denken.“¹⁴ Wahrscheinlich ist darauf eine Bemerkung an anderer Stelle zu beziehen, in der er raunend, wieder ohne Ross und Reiter zu nennen, zu verstehen gibt, er wisse „noch viel mehr, einen Teil, den ich priesterlich mit Schweigen bedecke, der nicht in die Öffentlichkeit gelangt.“ Mit dieser Schilderung lässt sich eine Klarstellung verbinden, die zentral ist für den Akt bzw. die Grundhaltung des Verzeihens: Zwar verbindet sich mit ihr die Hoffnung, der bislang Verstockte möge, angeregt durch dieses unverhoffte Entgegenkommen, sich seiner eigenen Schuld aufrichtig stellen (konfrontieren); doch auch wenn diese Reaktion ausbleibt, behält doch der einseitige vorlaufend-entgegenkommende Akt des Verzeihens seine eigene Dignität und Authentizität! In der Dezenz (die sonst Taubes' Stärke nicht war), diesen Teil der Gespräche mit beredtem Schweigen zu übergehen, spiegelt sich die durchaus imponierende Fähigkeit dieses Philosophen, die Einseitigkeit seiner Aufgeschlossenheit für das Verzeihen durchzuhalten.

Für jene Repräsentanten des neuen bundesrepublikanischen Politikparadigmas, die für die eschatologische Dimension der Verschränkung von Feindschaft und Liebe kein Gespür haben und die den Feind-Begriff einfach tabuisieren, aber damit auch keinen Zugang zur Verzeihung für den Feind finden können, hat Taubes jedenfalls nur Verachtung übrig: *Da wird ein demokratisches ABC abgehört, und jeder Privatdozent in der Politologie in seiner Antrittsvorlesung muß natürlich einen Tritt in den Arsch von Carl Schmitt geben, daß Freund/*

*Feind nicht die richtige Kategorie sei. Da hat sich eine ganze Wissenschaft etabliert, um das Problem zu unterdrücken. Wenn man sich das überlegt – das ist ja lächerliches Zeug, verglichen mit den Problemstellungen, die Schmitt in die Irre führten, aber die mindestens Problemstellungen sind.*¹⁵

1 W. H. Spindler, Eine Art Vergangenheitsbewältigung. Carl Schmitts Beichte 1947, in: Die Neue Ordnung 42 (2008), S. 309 –318; 309.

2 Vielleicht war mein Buch „Politik als Macht und Mythos“ (Stuttgart 1973) das erste, das auf dieses Ritual zugunsten einer aufgeschlossenen seriösen Auseinandersetzung verzichtete; der Wahrnehmung eines kritischen Standpunktes tat das keinen Abbruch. Inzwischen ist natürlich eine Flut von Publikationen zu Schmitt erschienen, die auf den denunziatorischen Gestus um der Sache willen verzichtet haben.

3 Noch 2010 löste der Bericht einer Historikerkommission über die Verstrickung des Auswärtigen Amtes in die Mordmaschinerie der Nazis eine Reaktion des Entsetzens aus, obwohl viele Quellen vorher schon bekannt waren. Vgl.: Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik, hg. von E. Conze [u.a.], München 2010.

4 D. van Laak, Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik, 2. Aufl. Berlin 2002.

5 Vgl. Jürgen Thaler, „Fabelhaft! Genial! Großartig! Herrlich!“ Carl Schmitt als Leser von Walter Benjamins „Ursprung des deutschen Trauerspiels“: Ein Streifzug durch die Annotationen und Marginalien, in: F.A.Z. vom 17. August 2011, Nr. 190, S. N4.

6 „Juden machten im Jahr 1900 zehnmal so oft Abitur wie Christen, sie überwandten die Klippen des sozialen Aufstiegs drei- bis viermal so schnell wie diese und verdienten im Durchschnitt ein Mehrfaches. In dieser Spannung entstanden der stille, von Sozialneid und Missgunst, vom Gefühl eigener Schwäche geprägte deutsche Judenhass oder eben jene typische, jedoch deutliche Reserviertheit gegenüber den ‚vorlauten‘ Juden.“ So Götz Aly in „Wehler in der Sackgasse“, FAZ, 21.12.2011, S. 30. Die Stilisierung des Sozialneids zur Schlüsselklärung für den Aufstieg des deutschen Antisemitismus im Buch von Götz Aly „Warum die Deutschen? Warum die Juden?“ hatte Hans-Ulrich Wehler einer scharfen Kritik unterzogen. Einige Informationen in diesem Absatz sind dieser Besprechung „Götz Alys neuer Irrweg“ entnommen. Vgl. FAZ, 13.12.2011, S. 32. „Wehler in der Sackgasse“ ist Alys Antwort auf den Verriss seines Buches.

7 Jacob Taubes – Carl Schmitt. Korrespondenz und Materialien. Hg. von H. Kopp-Oberstebrink [u.a.], München, 2011. – Alle folgenden Zitate sind dieser Publikation entnommen. (Briefe von 23.9.1966, 11.6.1962, 14.2.1952, 18.9.1978)

8–10, 12 VII Carl Schmitt – Ein Apokalyptiker der Gegenrevolution (1985).

11, 13–15 VIII Die Geschichte Jacob Taubes – Carl Schmitt (1987/1993).

Die treibende Kraft?

Jüdische Spieler und Funktionäre im Essener Tischtennis-Sport (1925–1939)

Rainer Jungblut

Um 1920 wurde Sport zur Massenbewegung. Auch die modische Freizeitbeschäftigung Ping-Pong entwickelte sich zum Wettkampfsport Tischtennis. Ein Weg, der weltweit insbesondere von jüdischen Spitzenspielern und Funktionären beschriftet wurde. Häufig waren jüdische Spieler bei den Weltmeisterschaften zwischen 1926 und 1939 erfolgreich. Mehrmals Weltmeister wurden Anna Sipos, Ruth Aarons, Traute Kleinova, Victor Barna, Miklos Szabados, Laszlo Bellak und Richard Bergmann.

Entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung des Tischtennissports hatten jüdische Funktionäre wie Dr. Georg Lehmann, der am 15. Januar 1926 zur Gründungsversammlung der *International Table Tennis Federation* (ITTF) nach Berlin lud und Ivor Montagu als Präsident des Weltverbands 1926–1967.

Die Geschichte des jüdischen Vereinssports im deutschen Reich begann – als Reaktion auf antisemitische Tendenzen der Turnerschaft – mit der Gründung des Turnvereins *Bar Kochba* in Berlin am 22. Oktober 1898. Bis 1914 rekrutierten jüdische Vereine ihre Mitglieder vorwiegend aus dem bürgerlichen Milieu der Großstädte. Ihre Gesamtzahl belief sich jedoch auf landesweit rund 1500 Mitglieder in kaum mehr als zehn Vereinen.¹ In den sporteuphorischen zwanziger Jahren stieg ihre Zahl kräftig an. Auch in kleineren Städten und auf dem Land wurden jüdische Turn- und Sportvereine gegründet.

Assimiliert und säkularisiert, betrieben Juden ihren Sport größtenteils in bürgerlichen und „allgemeinen“ Sportvereinen, und nur eine Minderheit organisierte sich in jüdischen Vereinen. Entweder gehörten sie einem der zwei weltanschaulich einander entgegengesetzten jüdischen Sportorganisationen der Weimarer Zeit an, dem zionistischen *Makkabi* oder dem deutsch-patriotischen *Schild/Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* oder sie schlossen sich dem neutralen, nur in Westdeutschland tätigen Sportverband *Vintus* an.

Die jüdisch-zionistische Sportbewegung kam in den zwanziger Jahren auf knapp 8.000 Mitglieder.

Dem Sportbund *Schild* gehörten 7.000 Mitglieder an (1933); *Vintus* zählte bei Gründung 1925 rund 3.000 Mitglieder.

Offen antisemitisch auftretende Sportvereine oder Verbände blieben bis 1933 die Ausnahme. Allerdings erreichte die Welle des Antisemitismus unmittelbar nach der ‚Machtergreifung‘ auch das Sportleben. Nachdem die Deutsche Turnerschaft im April 1933 ohne rechtliche Grundlage die ‚Vollarisierung‘ entschieden hatte, schlossen auch viele andere Sportorganisationen ihre jüdischen Mitglieder aus.

Unter diesen Zwängen erfuhr der jüdisch-organisierte Sport nun ungeahnten Aufschwung. Obwohl die Zahl der im Deutschen Reich lebenden jüdischen Bürger von 1933 bis 1935 abnahm und sich Verbote und Schikanen häuften, verdoppelte sich die Zahl seiner Mitglieder auf 40.000.

Jüdischer Sport in Essen

In Essen scheiterte 1910 die erstmalige Gründung eines jüdischen Sportvereins, des national-jüdischen Turnvereins Essen-Ruhr, nach nur wenigen Monaten am massiven Widerstand der eigenen Gemeinde. Erst mit der Gründung des neutralen Sportvereins *Hakoah* („die Kraft“) im Oktober 1923 entstand in Essen ein überaus erfolgreicher jüdischer Sportverein. Gründungsanlass waren auch wieder offene antisemitische Strömungen innerhalb der Deutschen Turnerschaft, die Siegbert Riesenfeld, Alfred Bergerhausen, Siegfried Willner, Ernst Plaut, Otto Markus und Erich Levi dazu bewogen, die jüdische Jugend in einem eigenen Turn- und Sportverein zu sammeln. In der Folge entwickelte sich *Hakoah Essen* zum bedeutendsten jüdischen Sportverein im Ruhrgebiet. Er hatte Vorbildfunktion bei der Gründung vieler weiterer Sportvereine.

Im Mai 1924 zählte der Verein 350 Mitglieder. Er war damit die größte jüdische Vereinigung und zentraler jüdischer Sportverein in Essen. März 1925 war die Anzahl der Mitglieder auf 750 angewachsen, und 1928 wurde die Marke von 1.000 Mitgliedern überschritten. Nicht zuletzt wurde



Victor Barna aus Ungarn

Tischtennis in Essen:
 Morrie Karl (Kalstein)¹
 Dov Nezer (Altmann)²
 Fredi Feniger³
 Rolf Last⁴
 Jair Nezer (Schanzer)⁵
 (Alte Synagoge/Haus jüdischer
 Kultur Essen)



Hakoah durch weitere Aktivitäten, etwa die Herausgabe der *Hakoah-Blätter* als Mitteilungsblatt für die gesamte Gemeinde auch zu einem kulturellen und gesellschaftlichen Mittelpunkt der jüdischen Gemeinde Essen. Ebenfalls in Essen wurde am 26. April 1925 im Saalbau der *Verband jüdisch neutraler Turn- und Sportvereine Westdeutschlands* (VINTUS) gegründet, der die Nische zwischen den beiden konkurrierenden Verbänden, *Makkabi* und *Schild*, füllte.

Die Anfänge des Tischtennis

Vermutlich wurde auch in Essen lange vor dem organisierten Vereinssport in der Freizeit „Ping Pong“ gespielt. Zur Jahrhundertwende war dies eine Moderscheinung unter improvisierten Bedingungen in privater Atmosphäre mit Freunden oder der Familie. Der Küchen- oder Wohnzimmer Tisch wurde zur Spielfläche und Wohnung, Keller, Garten oder Dachboden dienten als Spielfeld.

1926 ließen sich Essener Jugendliche eine Tischtennisplatte aus England schicken. Das gilt als erster Anstoß für den unabhängigen, organisierten Tischtennisport in Essen.²

Die Qualität der englischen Platten soll weit besser als die der in Deutschland erhältlichen Tische gewesen sein, und Tischtennis war wegen der hohen Anschaffungskosten und der noch nicht existierenden Sportvereine eine kostspielige Angelegenheit. So waren die Brüder Ernst (13 Jahre) und Günter Perl (11), Karl Peltzer (13) sowie die jungen Männer Rudolf Kleemann und Arenz auf die Unterstützung ihrer gut situierten Eltern angewiesen (die Familien Arenz und Perl betrieben in Essen ein Textil- bzw. Modengeschäft, Herr Peltzer war Bankdirektor bei der Dresdner Bank und Herr Kleemann war Kaufmann und Industrie-Chemiker).

Bei den jungen Männern soll es sich bis auf Karl Peltzer um jüdische Freunde gehandelt haben. Für die Brüder Perl und Rudolf Kleemann ist dies anhand von zwei Quellen höchstwahrscheinlich, für den Spieler Arenz (Arens?) ist es nicht mehr zu belegen.³ Auch vom jüdischen Jugendheim Sedanstraße wird berichtet, dass dort schon von Beginn an die Freizeitbeschäftigung Tischtennis im Schwange war.

Doch schon bald genügten den jungen Leuten die Spiele untereinander nicht mehr, und so entstand aus ihrer privaten Interessengemeinschaft im

Jahr 1929 der erste Essener Tischtennisverein, der *TTC Grün-Weiß Essen*. Kleemann und Arenz, die beiden Älteren, übernahmen die Leitung des ansonsten aus Schülern zusammengesetzten Vereins. Schon nach kurzer Zeit hatte er 30 bis 40 Mitglieder gewonnen.⁴

Kurz darauf – 1930, folgte ein zweiter Verein unter dem Namen *Schwarz-Rot-Gold*. Seine etwa 20 Mitglieder mussten bis 1933 dem *TTC Grün-Weiß* die führende Rolle im Essener Tischtennis-Sport überlassen. Und *TTC Grün-Weiß* wusste über Essens Grenzen hinaus auf sich aufmerksam zu machen. So belegte er in der Saison 1930/31 bei den erstmals ausgetragenen Tischtennis-Regionalmeisterschaften hinter Oberkassel den zweiten Platz. Auch auf nationaler Ebene machte man sich einen Namen. Die herausragenden Spieler des Vereins, die Brüder Ernst und Günter Perl sowie Karl Peltzer waren in der Saison 1932/1933 sogar in der (west-) deutschen Rangliste vertreten. Ernst Perl siegte sowohl bei den Essener Stadtmeisterschaften als auch beim Ruhr-Bezirks-Pokal 1931.

Ausgrenzung

Doch mit dem Jahr 1933 endet auch die Erfolgsgeschichte der treibenden Kraft im Essener Tischtennisport. Der Verein, der die Pionierarbeit in Essen geleistet hatte, wurde durch die Nationalsozialisten aufgelöst, weil die meisten Spieler und die gesamte Vereinsführung Juden waren. Seit der Gleichschaltung des Sports hieß es in einer Richtlinie des Reichssportkommissars: *Nichtarische Klubs können die Mitgliedschaft (im Dachverband) nicht erwerben. Führer bzw. Vorstandsmitglieder des Bundes, der Bezirke, Kreise und Vereine müssen Arier sein.*

Auf den ersten Blick zeigt sich der weitere Werdegang der jüdischen Spieler in Essen widersprüchlich. Einzelne (Spitzen-)Spieler fassten nach der Auflösung ihres Vereins im allgemeinen Essener Tischtennisport Fuß. Dies ist zumindest für die Gebrüder Perl bekannt. Andere nutzten vielleicht auch die Möglichkeit, zum jüdischen Sportverein *Hakoah Essen* zu wechseln oder über eine Doppelmitgliedschaft beides zu verbinden. Beispiele hierfür sind allerdings nicht bekannt.

Die Zahl der Essener Vereine hatte sich inzwischen vermehrt. Über die Gründungsdaten der Tischtennis-Vereine *Blau-Weiß Essen*, *Blau-Weiß Altenessen*, *Rot-Weiß-Gold Essen*, *Blau-Gold Essen*, *Blau-Weiß-Gold Katernberg* und *Grün-Weiß Katern-*

berg ist nichts mehr herauszufinden. Fest steht, dass die Vereine zumindest über 12 Mitglieder stark sein mussten, da in jeder Mannschaft sechs Spieler anzutreten hatten und die meisten Vereine zwei Mannschaften für den Spielbetrieb des Kreises Essen stellten.

Am 15. September 1934 entstand mit dem TTC Schwarz-Gelb Steele ein Verein, der von nun an den Essener Tischtennis-Sport prägen sollte. Als 1936 dann noch infolge der Auflösung einiger Essener Tischtennisvereine, u.a. des TTC Blau-Weiß Essen, die Mitgliederzahl stark stieg, war der TTC Schwarz-Gelb bis zum Jahr 1940, der letzten durchgeführten Kreismeisterschaft in Essen, konkurrenzlos. Auch die Gebrüder Perl und Karl Peltzer traten zu dieser Zeit dem Verein bei. Im Jahr 1937 war Schwarz-Gelb Steele zum inzwischen zweitstärksten Verein in Westdeutschland geworden.

Bedeutsam für unser Thema ist: Bei den letzten Internationalen deutschen Meisterschaften vor dem Krieg, 1938/39 in Brandenburg, startete dieser Verein mit seiner fast kompletten ersten Mannschaft: Jupp Schlaf, Ernst Kersebaum, Fritz Zost, P. Kimmeskamp und auch Günter Perl.⁵ Offensichtlich fand also noch ein jüdischer (Spitzen-) Spieler, G. Perl, selbst nach der Gleichschaltung des Sports durch die Nationalsozialisten in dem allgemeinen Essener Tischtennis-Verein Schwarz-Gelb Steele eine Heimat und vertrat diesen noch bis zum Frühjahr 1938 bei den Essener Kreismeisterschaften (Sieger Perl/Jekosch im Doppel der A-Klasse)⁶ und sogar bis zum Ende des Jahres 1938 auf internationalen Meisterschaften.

Günters älterer Bruder Ernst, der noch 1936 bei TTC Schwarz-Gelb Steele Mitglied war, wechselte dann kurze Zeit später zu einem der damals führenden Tischtennisvereine Deutschlands, dem Hamburger Sportverein. In den Jahren 1937 und 1938 krönt Ernst Perl mit dem Gewinn der zweifachen Deutschen Mannschaftsmeisterschaft für den HSV seine sportliche Karriere. Offensichtlich fand auch er bis zum Jahr 1938 noch im allgemeinen Mannschaftsspielbetrieb der Sportart Tischtennis eine Heimat.

Dies ist umso bemerkenswerter, als schon 1933/34 unter dem damaligen Sportwart des Deutschen Tischtennisbundes Heribert Heim in Punkt 10 der Richtlinien zur Durchführung der deutschen Mannschaftsmeisterschaft festgelegt wurde, dass nur Reichsdeutsche arischer Abstammung, die dem

Verein als Mitglied angehören, teilnahmeberechtigt sind.

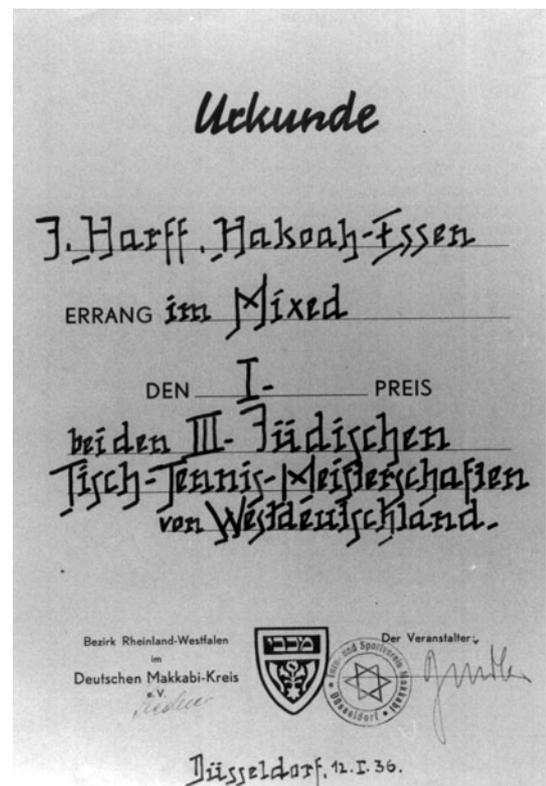
Punkte, die von Spielern erzielt werden, die diesen Bedingungen nicht entsprechen, werden dem Gegner zugesprochen.⁷

Auch im ‚Gau Niederrhein‘ war der Rassismus alltäglich, hieß es etwa: Um Schwierigkeiten zu vermeiden, ordne ich an, dass Vereine, die mit Nichtariern antreten, den Mannschaftskampf verlieren, falls der gegnerische Verein sich zu spielen weigert. Nichtarier sind auf dem Meldeformular als solche zu kennzeichnen.

1934 wurde für alle Sportvereine der sogenannte ‚Dietwart‘ obligatorisch. Er hatte die Funktion, die Vereine im nationalsozialistischen Sinne zu beeinflussen und zu beaufsichtigen. Im Tischtennis wurde der ‚Dietwart‘ allerdings erst nach 1938 eingeführt. Tischtennis war zwar geographisch in 16 Gaue, in Bezirke und Kreise unterteilt, die Sportart war aber kein eigenständiger Fachverband, sondern dem Tennis- und Hockeyverband zugeordnet. So war der Tischtennis-Bund, wie es scheint, nicht so durchdringend von der ‚Gleichschaltung‘ betroffen. Vielleicht liegt hier der Grund dafür, dass bis 1938 die Möglichkeit bestand, auch ‚nichtarische‘ Mitglieder wie die Perls stillschweigend in den eigenen Reihen zu halten.⁸

Seit dem Jahr 1933 litt der jüdische Sportverein Hakoah Essen unter der zunehmenden Bedrängnis. Viele Mitglieder wanderten aus, andererseits rückten in dieser Notsituation die jüdischen Sportler unabhängig von politischer Gesinnung und sozialer Schicht enger zusammen. Durch die Vielzahl der zum größten Teil Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre gegründeten neuen Abteilungen bot der Verein auch nach 1933 ein attraktives Angebot.

Gerade die Sportarten Schwimmen und Tischtennis erfreuten sich deutschlandweit wachsender Beliebtheit.⁹ So schloss sich auch Irmgard Harff, nach eigenen Worten assimilierte Jüdin aus gutem Essener Haus (der Vater Gustav Harff war Mitinha-



Urkunde für Irmgard Harff (Alte Synagoge/Haus jüdischer Kultur Essen)

Günter Perl (2. v. l.)
in der 1. Herrenmannschaft
des TTC Steele 1947/48



ber der Firma Simon Hirschland), der jüdischen Sportbewegung an.¹⁰ Zuvor hatte sie bis zum Jahr 1933 beim ETUF Tennis gespielt. Nach der Ausgrenzung aus dem allgemeinen Sportbetrieb fand sie zeitweise eine neue Heimat bei *Hakoah Essen*, für den sie (und wahrscheinlich ihr Tischtennisbegeisterter Bruder Werner) im Jahre 1936 bei den III. Jüdischen Tisch-Tennis-Meisterschaften von Westdeutschland eine Goldmedaille im Mixed errang.

Als ‚Auffangbecken‘ für jüdische Sportler spielte Hakoah-Essen gewiß eine wichtige Rolle. Die von der ‚arisch-deutschen‘ Gesellschaft ausgestoßenen deutschen Juden konnten dort Kraft und Erholung schöpfen, ihnen wurde sportliche Freizeitbeschäftigung geboten. Über die Teilnahme an *Makkabiaden* war es möglich, im jüdischen Sportwesen Erfolge zu feiern, und man trug zur Verbreitung des Tischtennis als Breitensport bei.

Wegbereiter der Sportart Tischtennis in Essen und treibende Kraft für die Weiterentwicklung war eine Gruppe vornehmlich jüdischer Jugendlicher, die sich im allgemeinen Sportwesen schon lange vor 1933 engagiert hatten und bis ins Jahr 1939 ihr Engagement noch fortsetzen konnten. Vom Tischtennisport, der noch in den Kinderschuhen steckte, angezogen gründeten diese jungen Pioniere 1929 den ersten Essener Tischtennisverein überhaupt. Bis 1933, dem Zeitpunkt der Auflösung durch die Nationalsozialisten, bestimmte er mit seinen Spielern den lokalen Wettkampfsport. Sehr ungewöhnlich, aber im Tischtennis wohl keine Ausnahme, ist, dass die meisten jüdischen Spieler bei anderen inzwischen gegründeten Vereinen weiter spielten und bis Ende 1938, teilweise sogar noch bis zum Kriegsbeginn im Jahr 1939, die lokale und zeitweise auch überregionale Tischtennis-Szene mitbestimmten.

Rudolf Ludwig Kleemann wurde 1942 in Auschwitz ermordet. An Ernst Perl wird, und das wirft Rätsel auf, in der 25-Jahres-Festschrift von *TTC Schwarz-Gelb Steele* gedacht, als „Kriegsopfer, welches den Heldentod fand“. Günter Perl schließlich ist nach dem Holocaust im September 1945 in der ersten Vereinsversammlung unter den Heimkehrern, hilft bei der Neugründung und spielt in der Saison 1947/48 wieder in der 1. Herrenmannschaft des *TTC Schwarz-Gelb Steele*.¹¹

Rainer Jungblut, Jahrgang 1965, ist Diplom-Sportlehrer, Studienrat für Sport, Politik/Wirtschaft und Sozialwissenschaften am Gymnasium Essen-Werden. Sein Thema „Juden im Tischtennis“ ist weitgehend unerforscht. Um so mehr würden sich Verfasser und Redaktion freuen über Hinweise zum „jüdischen Tischtennis“ von Ihnen, den Leserinnen und Lesern, etwa an kalonymos@steinheim-institut.org. hl/mac

1 Zum jüdischen Sport, insbesondere auch in Essen vgl. P. Boeti: „Muskeljudentum“. Der Turn- und Sportklub „Hakoah Essen“ – ein jüdischer Sportverein im Ruhrgebiet, S. 603, in: *Juden im Ruhrgebiet*, hg. von J.-P. Barbian..., Essen 1999 sowie: F. A. Lewinson, in: H. Schröter: *Geschichte und Schicksal der Juden in Essen*, Essen 1980.

2 K.-H. Weißenfeld: *Die Entwicklung des Tischtennisports, insbesondere in Essen*, Essen 1963, S. 19 f.

3 H. Schröter: *Geschichte und Schicksal der Juden in Essen*, Essen 1980, S. 616 u. 681. J. Schlaf: *Chronik – von 1925 bis 1975, Jubiläumsbuch 50 Jahre DTTB*, Frankfurt a. M. 1975, S. 39.

4 Vgl. ebenda, S. 20.

5 K.-H. Weißenfelds, S. 26.

6 *Rheinisch-Westfälische Zeitung (RWZ)* vom 13.03.1938.

7 Die amtlichen Richtlinien des Sportwartes, in: *Zeitschrift Tisch-Tennis* vom 02.09.1933, 2. Jg. Nr. 12, S. 88.

8 J. Schlaf, S. 39.

9 J. Borut: *Juden im deutschen Sport während der Weimarer Republik*, in: *Emanzipation durch Muskelkraft Juden und Sport in Europa*, hg. von Michael Brenner..., Göttingen 2006.

10 Interview IN 520 vom 26.6.1992 in der Alten Synagoge Essen.

11 Festschrift aus Anlaß des 25-Jährigen Bestehens des TTC Schwarz-Gelb Steele (1934–1959), S. 11 u. 13.



Im Tischtennisclub Schwarz-Gelb Steele spielten Ernst und Günter Perl in den dreißiger Jahren

Erforschenswert

Der jüdische Friedhof in Essen-Segeroth

Nathanja Hüttenmeister

Mit dem Umzug des Steinheim-Instituts nach Essen rücken auch die sieben hier noch erhaltenen jüdischen Friedhöfe wieder in unseren Fokus. Der Friedhof im Segeroth am ehemaligen Reckhammerweg, nicht weit vom Campus gelegen, ist fast fußläufig vom Alten Rabbinerhaus zu erreichen. 1885 am Stadtrand angelegt, war der Friedhof nach 50 Jahren voll belegt. Seine noch über 700 Grabsteine bieten ein facettenreiches Bild einer großstädtischen Gemeinde mit all ihren sozial und religiös bedingten Unterschieden. Michael Brocke hat den Segerother und die anderen Essener Friedhöfe bereits ausführlich beschrieben (1993, in *Jüdisches Leben in Essen 1800–1933*). Als wir bei den bundesweiten *Aktionstagen politische Bildung* im Mai 2012 das Seminar *Memoria. Jüdische Friedhöfe als Spiegel der Gesellschaft* anboten, lag es nahe, dazu auch eine Führung auf dem „guten Ort“ anzubieten. Neben den Steinheim-Mitarbeitern nahmen auch auswärtige Experten teil, so dass die Fragen des Publikums auf breite Fachkunde trafen.

Gleichviel, wie sich der Kreis der Besucher zusammensetzt, ob aus Schülern und Lehrern, interessierten Laien, Studenten oder Wissenschaftlern anderer Disziplinen – mit solchen Führungen möchten wir die sonst hinter einem hohen Zaun verborgene Stätte auch im wörtlichen Sinn zugänglich machen. Es geht sowohl um die Geschichte der Juden in Essen als auch um eine konkrete Einführung in den jüdischen Umgang mit Tod (und Leben) und wie sich dieser in der jüdischen Sepulkralkultur zum Ausdruck bringt.

Grundschüler widmen sich unbefangenen neugierig dem Thema, fasziniert von der fremden Schrift und den Symbolen. Zwar bleiben die traditionellen Abstammungssymbole wie die segnenden Priesterhände der Kohanim und das Waschgefäß der Leviten auf diesem Friedhof eher Ausnahmen, dafür aber sind – neben vielen Davidsternen – mehrere Grabsteine mit dem Nationalsymbol der Menora, dem siebenarmigen Tempelleuchter verziert. Es fehlt auch nicht an der allgemein vertrauten Symbolik der Schmetterlinge, Äskulapstäbe, Schwerter und Helme der im Ersten Weltkrieg getöteten Soldaten und vieles mehr, das es zu entdecken und zu erklären gilt. Besonders imposant ist das vom Jugendstil beeinflusste, einem antiken Sarkophag nachgebildete Grabmal des Ehepaars Hessberg mit seinen beiden, den Betrachter fixierenden „Ewigkeits“-Schlangen. Auch die florale Ornamentik ist üppig, von den für die Zeit typischen mit Blumen gefüllten Körben und Schalen über die üblichen Lorbeerzweige, Kränze und Palmwedel bis hin zu den biblischen Motiven der Dattelpalme und der reifen Ähren auf dem Doppelgrabmal des Ehe-



alle Fotos: Harald Lordick

paares Winand und bei Therese Fuchs.

Sehr interessiert zeigen sich meist auch die muslimischen Schüler, denen so manche Parallelen zu Riten und Bräuchen ihrer eignen Religion einerseits und zu den Problemen einer Minderheit in der Mehrheitsgesellschaft andererseits auffallen: die Lage des Friedhofs und die Ausrichtung der Grabsteine, das Gebot der schnellstmöglichen Beisetzung, das durch die staatlichen Gesetze seit dem 18. Jahrhundert beeinträchtigt wurde, die Frage der Beisetzung mit oder ohne Sarg, nicht zuletzt die rituellen Reinheitsbräuche.

Bei manchem Schüler will eine gewisse Scheu, sich mit dem Thema Sterben und Tod zu befassen, überwunden werden. Da bietet sich der Besuch des Grabes von Margarete Sylvant Suschny an, die als Sängerin in der Cabaret-Revue Köln und im Essener Colosseumtheater auftrat und 1912 in Essen durch ein Brandunglück ums Leben kam. Sie findet offensichtlich bis heute Verehrer – auf ihrem in Jugendstil-Typen mit dem seltenen hebräischen Zitat aus Hiob (13,15) *Tötet Er mich auch - Ich harre auf Ihn* schwungvoll geschmückten Stein hat jemand eine Schallplatte hinterlassen ...

Lehrer wünschen sich oft Hilfe, wenn sie überlegen, wie sie einen Friedhofsbesuch sinnvoll mit den im Unterricht behandelten Themen verknüpfen könnten. Da ist man schnell bei der NS-Zeit, die auch auf diesem Friedhof überdeutlich ihre Spuren zeigt. Zwar wurde er nicht wie andere systematisch zerstört, doch verweisen viele Lücken in den Reihen darauf, dass die Gemeinde 1943 von der Gestapo gezwungen wurde, Grabsteine zur Wiederverwendung an örtliche Steinmetze abzugeben. Im Zuge der sogenannten Altmetallsammlungen („Entschrot-

Jüdischer Friedhof in Segeroth



Schallplatte auf dem Grab von Margarete Sylvant Suschny



Ehrengrabmal
von Siegfried Graf.

tung“) hat man auch hier Ziergitter ebenso geraubt wie aufgesetzte Metallbuchstaben, wovon die Dübellöcher an den anonymisierten Grabsteinen eine stumme Sprache sprechen. Eine Ausnahme bildet das gegenüber dem Eingang den Besucher empfangende Ehrengrabmal des langjährigen Kantors der Essener Gemeinde Siegfried Graf, dessen schwungvoll kursive Metallbuchstaben vermutlich nach der NS-Zeit ersetzt wurden.

Viele Grabmale weisen auch durch Bomben verursachte Schäden auf, zahlreiche eingesetzte Schrifttafeln fehlen, zehn Bombentrichter mussten nach dem Krieg aufgefüllt werden und auch die Trauerhalle wurde zerstört. Weniger augenfällig, oft erst auf den zweiten Blick erkennbar, sind die Gedenkschriften für deportierte und ermordete Angehörige, wie sie auf vielen Grabsteinen ergänzt wurden. Nur wenige dieser Inschriften sprechen eine mehr oder weniger deutliche Sprache. Die Gedenkschrift für den 1880 in Stettin geborenen Arthur Salzmann, „deportiert 1941 und umgekommen“, wurde ergänzt durch eine unscheinbare, in kleinen Buchstaben gehaltene hebräische Abkürzung: *he-jud-dalet – der Ewige räche sein Blut*, eine ungewöhnlich deutliche Sprache, die sich nur dem Eingeweihten und Hebräischkundigen erschließt. Andere Inschriften enthalten sich jeglichen Hinweises auf das betreffende Schicksal: Wer sich die auf den Grabsteinen genannten Lebensdaten genau ansieht, dem wird das Grabmal von Max und Paula Levisohn auffallen: Paula Levisohn starb 1919, das für ihren aus Bochum stammenden Gatten Max Levisohn angegebene Datum lautet 8. Mai 1945, der Tag des Kriegsendes – Max Levisohn wurde 1942 nach Izbica deportiert und blieb verschollen. Dass seine Inschrift nichts als ein Gedenken ist, erschließt sich nur dank kundiger Führung.

Für die an der Lokalgeschichte Interessierten stehen Persönlichkeit und Schicksal der hier Begrabenen im Mittelpunkt. Ihr Weg führt sie zu den Gräbern der Familie Hirschland, zu dem bekannten Bankier und Finanzier Simon Hirschland, der 1885 als Erster hier beigesetzt wurde, zu dem Arzt und Essener Ratsherrn Moses Hirschland und zu Kommerzienrat Isaac Hirschland und seiner Frau Henriette, die 1913 das „Allerheiligste“, den Torahschrein, für die Synagoge stifteten. Den Familiengrabstätten, in denen sich Finanzkraft und Kunstsinne der Oberschicht manifestiert, stehen die meist kleinen schlichten Reihengräber gegenüber, die mit ih-

ren Familien- und Ortsnamen nicht selten von der osteuropäischen Herkunft zeugen.

Kunsthistorisch Interessierte können die Entwicklung der Grabsteingestaltung in all ihren Stilen und Ausprägungen vom Ende des 19. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts verfolgen. Das Grabmal für die 1936 gestorbene Ernestine Freudenberg lässt sich als Abschluss dieser abgebrochenen Entwicklung sehen: Entworfen hat es der nicht mehr ganz unbekannt Düsseldorfer Bildhauer Leopold Fleischhacker (1882 Felsberg – 1946 Brüssel), dessen Werke sich auf den jüdischen Friedhöfen der näheren und weiteren Region finden. Vor ein Hochrechteck hat er eine breite Schrifttafel mit Rundbogen gesetzt. So vereint das Grabmal die ‚klassischen‘ Formen mittelalterlicher jüdischer Grabsteine und die über Jahrhunderte beliebten rundbogig abschließenden Stelen zu einer gelungenen Synthese mit den klaren Linien der Moderne.

Schließlich bemerken Theologen unter den Besuchern, dass Grabsteine keine oder nur kurze hebräische Inschriften tragen, typisch für einen städtischen Friedhof im ausgehenden 19. Jahrhundert. Anstelle vollständiger hebräischer Nachrufe lassen zahlreiche zweisprachig beschriftete Steine einen hebräischen Vers lesen, oft den Psalmen entnommen, als Motto über oder unter die Namen und Daten gesetzt und manchmal durch eine deutsche Übersetzung und die Angabe der Quelle erweitert. Ob hier protestantischer Einfluss spürbar wird, wo biblische Mottos Tradition haben? Traditionelle hebräische Grabinschriften wussten Zitate aus Bibel, Talmud und Gottesdienst zu einem oft kunstvollen, auch mit Reim und anderen Stilmitteln geschmückten neuen Text zu verweben.

So gibt es noch vieles zu entdecken, was hier nicht berücksichtigt oder nur angedeutet wird. Doch auch dieser Friedhof ist von fortschreitendem Verfall bedroht, die Grabmale bröckeln, die Inschriften verblassen, so vieles ist bereits verloren. Ende der 1980er Jahre konnte Michael Brocke mit seinen Studenten eine Fotodokumentation des Friedhofs Segeroth erstellen. Die Aufnahmen, heute schon von historischem Wert, werden im Steinheim-Institut verwahrt. Dieses Material wie die Führungen, die wir 2012 anboten, bestärken unser Vorhaben, auch diesen kostbaren Friedhof im Verbund mit der Jüdischen Gemeinde und anderen Partnern bald gründlich zu erforschen und zu dokumentieren.

Buchgestöber

Fünfzig Jahre Institut für Kirche und Judentum

Mazel tov – der Glückwunsch gilt hier dem Berliner Institut für Kirche und Judentum an der Humboldt-Universität, das 2010 seinen 50. Geburtstag feierte, Anlass für eine große späte Festschrift, die auch mit einigen ihrer sechs Schwerpunkte für unsere Leserschaft von Interesse ist. Nach mehrstimmigen ökumenischen Grußworten bietet die Festschrift Beiträge zum Verhältnis von Kirche und Israel und den jüdisch-christlichen Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart – nicht alle können hier Erwähnung finden.

Exegetische Aufsätze: Matthias Köckert zu Nächsten-, Fremden- und Feindesliebe; Rüdiger Liwak zum Bibelwissenschaftler Rabbiner Benno Jacob (1862–1945). Anselm C. Hagedorn zeichnet nach, wie ein biblischer Text zur Bewältigung und Erinnerung an die Konzentrationslager benutzt wird und wie es Umdichtung gelingt, Erinnerung wachzuhalten, dargestellt am Hohelied im Werk des Iakovos Kambanellis.

Historische Beiträge: Schulischer und missionarischer Gebrauch christlicher Texte in hebräischer Sprache 1475–1555 (Reinhard Flogaus); Pietismus und Judentum (Joh. Wallmann); Jüdisches Luthergedenken im 19. Jh. (Dorothea Wendebourg). Auch für Musikwissenschaftler interessant sind die Ausführungen von Karl Heinrich Lütcke zu jüdischen Konvertiten, was er am Beispiel der Familie Mendelssohn-Bartholdy darstellt. Yehoyada Amir untersucht jüdische Philosophie des 19. Jh.: „Das Ende der Galut?“ – „Galut“ als Leben in einer



Mazel tov. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Christentum und Judentum. Festschrift anlässlich des 50. Geburtstages des Instituts Kirche und Judentum. Hrsg. von Markus Witte und Tanja Pilger. SKI.NF 1. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2012. ISBN. 978-3-374-03012-5. 42 Euro

Welt, „die der Erlösung und der Heilung bedarf“. Thomas Willi zeigt, wie Widmungen von Joseph Klausner an Gustaf Dalman die Anerkennung von dessen Forschungen zum Ausdruck bringen. Christfried Böttrich behandelt die „Mayersche Lehrsynagoge“ in Greifswald – ein besonderes Zeugnis der Wissenschaftsgeschichte. Dem Beitrag über das Institutum Judaicum Delitzschianum Münster und

sein (heute!) entschiedenes Nein zur Judenmission (Folker Siegert) folgt Hartmut Ludwigs Lebensbericht über Helene Jacobs (1906–1993), die sich während der NS-Zeit für Juden einsetzte. Ihre Zivilcourage im Einsatz für Juden und Christen jüdischer Herkunft brachte sie von 1943–1945 ins Gefängnis. Sie wirkte für Wiedergutmachung des Unrechts und für die Überwindung des kirchlichen Antijudaismus. Jacobs gehörte zu den Mitbegründern des Instituts Kirche und Judentum, dessen Geschichte sein langjähriger Leiter Peter von der Osten-Sacken profiliert und ausführlich überblickt. Rainer Kampling diskutiert die Notwendigkeit „theologischen Besitzverzichts“. Rabbiner Jonathan Magonet trägt seine Gedanken zum jüdisch-christlichen Dialog bei.

Teil vier widmet sich der Kunstgeschichte. Gerlinde Strohmaier-Wiederanders analysiert die Darstellung von Juden der St. Maria-Magdalenen Kirche in Eberswalde. Michael Brocke setzt sich mit dem Göttinger Barfüßer Altar von 1424 auseinander, dessen Zwölfjähriger Jesus im Tempel die Lehrer mit hebräischen Büchern zeigt, die als nicht lesbar galten. Es sind Verse aus Dtn 13, die zu anti-christlicher Polemik herangezogen wurden und damit die Brisanz der antijüdischen Aussage der Szene steigern. Margit Kern beobachtet Synagoga und Ecclesia in den Wandmalereien der Casa del Deán im mexikanischen Puebla.

Systematisch-theologische Fragen: Glauben Juden und Christen an denselben Gott? (Rainer Hauke). Hat die Trinitätslehre im Dialog einen Platz? (Notger Slenczka). Monotheismus und ethischer Universalismus bei Hermann Cohen (Friedrich Lohmann). Dietrich Bonhoeffers Psalmenauslegung (Wolf Krötke) leitet zum homiletischen Kapitel der Festschrift über.

Der letzte Teil umfasst drei Predigten als Beispiele nicht antijüdischer Exegese: „Ich will die Stadt nicht verderben um der zehn Gerechten willen“ (Gen 18,20–33) von Martin Stöhr; Hermann Lichtenberger: „Tempelweihe und Advent“ (2 Makk 10,1–8) sowie Markus Witte zu Jeremias Bundesverheißung, (Jer 31,31–34.) Die Untersuchung von Thomas Wabel zur Überheblichkeit der Demut stellt Ausgrenzungsstrategien am Beispiel von Predigten über das Gleichnis von Pharisäer und Zöllner dar.

Ein reicher und farbiger Band! Auch von uns ein herzliches „mazel tov“ für Leben und Erfolg des Instituts KuJ bis zum nächsten Jubiläum und über das „ad meah ve'essrim“ hinaus. *red*

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Rabbinerhaus Essen

ISSN

1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Beata Mache M.A., Annette Sommer

Redaktions-Assistenz

Karina Küser

Layout

Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon

+49(0)201-82162900

Fax

+49(0)201-82162916

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst
kostenlos für unsere Leser

Spendenkonto

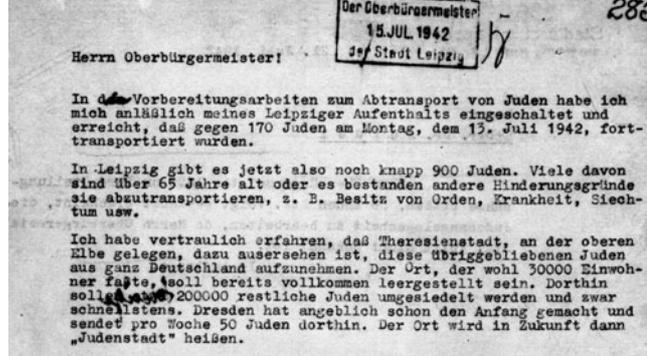
Kt.-Nr. 238 000 343
Stadtsparkasse Duisburg
BLZ 350 500 00

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages



Ludwig Friedheim

Gerald Wiemers

Er hat die Verschleppung in das KZ Theresienstadt kaum vier Wochen überlebt. Der Totenschein weist Altersschwäche aus. In Wirklichkeit aber wurde er in den Tod getrieben. Der Transport XVI/1 begann am 19. September für „Nr. 106“ auf dem Leipziger Hauptbahnhof und endete am 20. September in Theresienstadt. Am 14. Oktober 1942 erlosch das Leben von Dr. Ludwig Friedheim auf dem Fußboden des Konzentrationslagers.

Der seit 1893 promovierte und für das Fach Dermatologie habilitierte Arzt Dr. Ludwig Friedheim lehrte und forschte 40 Jahre lang an der Hautklinik der Universität Leipzig – bis zu seiner zwangsweisen Entlassung nach dem Gesetz zur sogenannten „Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933. Auf dieser ‚Grundlage‘ wurden weitere Leipziger Hochschullehrer entlassen, darunter der Orthopäde Ernst Bettmann, der Augenarzt Max Goldschmidt, der Frauenarzt Felix Skutsch und der Medizinhistoriker Owsei Temkin.

Am 7. Juni 1862, vor 150 Jahren, wurde Ludwig Friedheim in eine Köthener jüdische Kaufmannsfamilie geboren. Nach dem Abitur studierte er in Erlangen, Halle/Saale und 1883–1886 in Leipzig Medizin. 1887 erhält er die Approbation und wird Assistenzarzt an der Poliklinik der Universitätshautklinik in Leipzig. Er liest über die Spezielle Pathologie und Therapie der Hautkrankheiten, hält dazu Kurse mit Demonstrationen ab. Zunehmend beschäftigt er sich mit der Venerologie, der Behandlung der Geschlechtskrankheiten. Im *Diagnostisch-therapeutischen Vademecum für Studierende und Ärzte*, das in Leipzig im renommierten Johann Ambrosius Barth Verlag erschien, hatte er bereits in der 1. Auflage 1895, dem sogenannten ‚Viermännerbuch‘, den Teil über die Haut- und Geschlechtskrankheiten bearbeitet. Ein letztes Mal erscheint sein Name in der 25. Auflage 1931.

Neben der wissenschaftlichen Tätigkeit führt Friedheim etwa seit der Jahrhundertwende eine eigene Praxis für Haut- und Geschlechtskrankheiten in der Schillerstraße 1 und später in der Bosestraße 6, in unmittelbarer Nähe zur Gemeinde-Synagoge in der Gottschedstraße 28. 1935/1936 ist Friedheim als jüdischer Kassenarzt registriert. Im September 1938 wird ihm die Approbation entzogen, sein Konto im Zuge einer ‚Sicherungsanordnungssache‘ in ein Sperrkonto umgewandelt, von dem er monatlich 500 Reichsmark „zur Deckung Ihrer Lebensunterhaltskosten“ abheben durfte. 1939 ver-

ringerte sich dieser Betrag auf 300 Reichsmark. 1939 entrichtete Ludwig Friedheim zwangsweise die II. und III. Rate für die sogenannte ‚Sühneleistung‘. Seine kleinen Aktienbestände wurden beschlagnahmt. Darauf musste er seine Wohnung aufgeben und im Mai 1941 in die heutige Löhrrstraße Nr. 11 zur Untermiete ziehen. Sein Antrag für den Umzug einen Freibetrag von 250,00 Reichsmark aus seinem Vermögen zu bewilligen, wurde mit 58,10 Reichsmark ‚genehmigt‘.

Als auf Anweisung der Gestapo die noch in Leipzig lebenden ca. zweieinhalbtausend Juden ihre Wohnungen räumen und in sogenannte ‚Judenhäuser‘ ziehen mussten, ist auch Ludwig Friedheim davon betroffen. Er wird in die Nordstraße 15 eingewiesen. In einem Schreiben vom 11. Sept. 1942 an die Deutsche Bank, Filiale Leipzig, verfügt er: *Hierdurch bitte ich, das bei Ihnen für mich geführte Konto abzurechnen und den Restsaldo zuzüglich der abgelaufenen Zinsen auf das Sonderkonto H der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland beim Bankhaus von Heinz, Tecklenburg & Co., Berlin W 8, Wilhelmplatz 7, zu überweisen.* Gleiches sollte mit dem im Depot verbliebenen Wertpapieren geschehen, „alles unwiderruflich“. ¹ Ob dieser letzte Wille von Ludwig Friedheim erfüllt worden ist, bleibt offen und scheint eher ungewiss. „An einem eiskalten Januartag des Jahres 1942 wurde der erste große Deportationstransport nach Riga geschickt. Die nächsten Deportationen gingen nach Majdanek, Theresienstadt und Auschwitz. Damit war das Ziel der Nationalsozialisten erreicht. Leipzig konnte als ‚judenfrei‘ gemeldet werden.“ ²

In der NS-Zeit wurden 56 jüdische Dermatologen in Konzentrationslagern ermordet. „Davon fanden 23 im KZ Theresienstadt den Tod.“ ³ Einer davon war Ludwig Friedheim. Er sollte nicht vergessen werden.

Prof. Dr. Gerald Wiemers, Jg. 1941, Forschungsschwerpunkt *Geschichte der Physik*, Leiter des *Archivs der Sächsischen Akademie der Wissenschaften*, 1992 bis 2006 *Direktor des Universitätsarchivs Leipzig*, u.a. *Mitglied der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie der Wissenschaften und der Kommission zur Rehabilitierung für unrechtmäßig aberkannte akademische Grade zwischen 1933 und 1989 an der Universität Leipzig.*



Vorbereitung der Deportation und Ermordung weiterer Leipziger Juden. Zu ihnen gehörte Ludwig Friedheim. (Aus *Juden in Leipzig*, Leipzig 1989)

- 1 Sächsisches Staatsarchiv Leipzig, Deutsche Bank, Filiale Leipzig , Nr. 625, Bl. 421.
- 2 Rolf Kralowitz, in: *Leipziger Jüdisches Jahr- und Adressbuch 1933*, Neuausgabe Berlin 1994, S. 2–3.
- 3 *Der Hautarzt* 58 (2007) H. 1, S. 94–95.